

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 189 Bydgoszcz / Bromberg, 20. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Soeben sind die Särge Stefan Mays und German Mays — der zweite leer — in die Leichenhalle gebracht worden und hat die Beisetzungszeremonie stattgefunden.

Ich habe große Schwierigkeiten gehabt, German May von der Teilnahme abzuhalten.

„Auch Sie sind tot, German! Vergessen Sie es nicht! Wenn ich auch verstehe, wie gern Sie Ihrem Bruder die letzte Ehre erweisen möchten — so geht es doch unmöglich an, daß Sie Ihrem eigenen Leichenbegängnis beiwohnen."

„Auch nicht in dieser Verkleidung?"

„Nein!"

Schließlich bringe ich ihn doch zur Vernunft — mit dem Argument, nur dann könne er den Tod seines Bruders rächen, wenn er unerkannt bleibe. Um dieser Rache willen bleibt er fern.

Ich habe nur vier Stunden geschlafen, aber tief und köstlich.

Die unerhörten Vorfälle habe ich in Eile bis in ihre Einzelheiten ins Diktaphon gesprochen. Viktor wird daraus eine Urkunde machen, falls ich selbst dem Kampf der nächsten Stunden zum Opfer fallen sollte.

Neun Uhr morgens.
Direktorenkonferenz im Universale-Haus.
Der Finanzreferent berichtet:

Eine furchbare Stimmung herrscht. Menschen wandeln herum wie Gespenster in einem Totenhaus. Man geht in Trauer um den ermordeten Staatspräsidenten und um die Opfer des Olaftheaters. Die Geldknappheit in allen Kontinenten ist katastrophal geworden. Leihgeld kostet irrsinnige Zinsen. Sergis Natas hat heute früh bereits Ferngespräche mit den Finanzministerien verschiedener Staaten gehabt. Er verspricht die Durchführung von Kriegsanleihen. Die Kriegswerte haussieren auf der ganzen Welt. Zwei angebliche Attentäter sind verhaftet worden, ein Russe und ein Chinese. Aber das Universale-Haus ist überzeugt, daß diese Attentäter nur Agents provocateurs des Sergis Natas sind und daß sowohl Rußland als auch die United States of Asia fälschlich von ihm als Anstifter hingestellt werden."

„Wenn wir rechtzeitig Beweise dafür finden," sagt Willy finster, „werden wir die Welt retten."

„Wir arbeiten fieberhaft daran", erklärt der Chef des Ausforschungsdienstes unseres Hauses. „Aber es ist schwerste Arbeit. Schon veranstalten die Natasgruppen in Frankreich und in Nordamerika, in Polen und bei uns Umzüge, bei denen sie nach dem Kriege schreien, sie fordern Führung der Untersuchung durch die Behörden unserer Staaten in den beschuldigten Fremdstaaten und eine Reihe tatsäch unangenehmer Demütigungen. Wenn die Bezichtigungen zu Unrecht geschehen — was wir annehmen —, wird ein grauenhafter Krieg entbrennen. Denn nichts fordert eine größere Rachsucht heraus, als das Bewußtsein, von einem andern planmäßig eines Verbrechens geziehen zu werden, das dieser andere selbst begangen hat. Die Katastrophe naht mit Riesenschritten."

„Wir müssen Natas entlarven!"

„Ob wir das können?" Der Chef unseres Ausforschungsdienstes zuckt die Achseln. „Ich habe im Gegenteil sehr schlimme Befürchtungen. Denn ich habe vertraulich die unglaubliche Mitteilung erhalten, daß man die Untersuchung wegen der Ermordung des Staatspräsidenten auch auf Sie ausdehnen wird, Herr Jansen!"

„Auf mich?" rufe ich peinlich überrascht. „Warum auf mich?"

„Weil Sie dieses Attentat vorausgewußt haben!"

„Weil ich den Präsidenten gewarnt habe?"

„Ja, darum! Sie haben verschwiegen, Herr Jansen, wieso Sie zu Ihrer Warnung gekommen sind. Sie haben sich geweigert, Ihre Quelle anzugeben. Das hat Natas bereits erfahren. Er wird gut bedient und leistet gründliche, weitblickende Arbeit. Er geht auf vielen Linien zur Gegenoffensive vor."

„Krieg oder Frieden", versetzt Willy, „und das Leben von vielen Millionen Menschen wird also davon abhängen, ob in einem mörderischen Wettrennen das Haus Jansen oder das Haus Natas rascher sein Ziel erreicht. Ein Kampf, bei dem der Sieg sozusagen durch Sekundenteile einer Stoppuhr entschieden wird. Höllisch sportlich wie alles in unserem rasenden Jahrhundert!"

„Ich bin mit meinen Berichten noch nicht zu Ende", fährt der vortragende Chef der Ausforschung fort. „Da wäre noch zu melden, daß wir nach dem Brand im Olaftheater unsere besten Detektive auf ein ganz bestimmtes Ziel gehetzt haben."

„Nämlich?"

„Sie haben die Beobachtung berichtet, Herr Jansen, daß Sergis Natas ein Zeichen zur Theaterkuppel gegeben hat, bevor der Starkstrom in Ihre Logentür eingeschaltet wurde. Wenn dies zutrifft, so kann der Verbrecher im Dienste des Natas — jetzt mit dem Tode so vieler Menschen belastet — entweder als Erpresser an Natas oder als neues Opfer bemerkbar werden. Hier bekommen wir vielleicht eine Spur."

„Sehr richtig", ruft Willy.

„Dagegen führt von der Mörderin des Bankdirektors Henzl kein Weg mehr zu Natas."

„Wieso?"

„So klar es für uns ist, daß derjenige, der Stefan May und German May ermorden ließ, nachdem er von Direktor Henzl die Erfindung Mays erfahren hatte, auch Henzl ermorden ließ, um einen Mund zu verschließen, der gegen ihn hätte aussagen können — ebensowenig nützt uns diese Erkenntnis. Denn aus der Mörderin war bisher nichts anderes herauszubringen als die immer erneute Beteuerung, daß sie von Ihnen selber, Herr Jansen, zu diesem Mord angestiftet worden sei. Und zu allem Überfluß ist sie soeben spurlos aus dem Gefängnis verschwunden."

„Unerhört!"

„Zugleich mit ihr fehlen zwei Wärter und ein Beamter.

Offenbar ein grandioser Bestechungsskandal. Schon heißt es, daß auch diese Bestechungen vom Hause Jansen ausgehen!"

„Ha!" ruft Willy empört. „Für alle Anschläge gegen dich, Fred, wird man also schließlich noch dich bestrafen!"

„German May", fährt der Ausforschungsleiter fort, „ist mit einer durch Tetanus vergifteten Nadel zu einer Zeit verwundet worden, zu der sonst niemand als der Oberstaatsanwalt Marny bei ihm war. Auch diesen Fall suchen wir aufzuklären."

„Und?"

„Kein Anhaltspunkt! Die Nadel kann jemand schon früher in den Rock German Mays gestoßen haben."

„Natürlich!"

„Aus einem Flugzeug der Lady Diana Gonzaga wurde Wasser, das mit Saprophyten-Bazillen vergiftet war, auf den Dachgarten dieses Hauses gesprengt. Auch hier versagt unser Nachweis. Der Lenker leugnet natürlich und verweist geschickt auf den Umstand, daß zur kritischen Zeit auch andere Luftschiffe dieses Haus überflogen haben und daß zerstäubtes Wasser in der Luft sehr langsam niederfällt."

Von den vergifteten Dornen des Rosenstraußes, der von Diana heute gesendet wurde, wissen nur German May, Willy und Viktor. Ich verzichte, die Ausforschungsabteilung darauf aufmerksam zu machen.

Was auch noch kommen mag — die Patente hat unser Haus. Nur Herman May wäre unersetzlich. Wenn Willy oder ich stürben, würden Nachfolger an unsere Stelle treten.

„Noch etwas", sagt der Berichterstatter. „Wir haben festgestellt, wer die Ermordung German Mays und seines Bruders zu einem Zeitpunkt in die Presse gab, zu dem German May noch unverletzt war."

„Fabelhaft!" ruft Willy.

„Leider — nein! Es ist ein Boy im Zentralbureau. Er heißt Paul Dozinski und ist fünfzehn Jahre alt. Er hat gestanden, für einen ganz anständigen Betrag die bewußte Notiz unter die Polizeiberichte gelegt zu haben. Aber seine Beschreibung der Person, die ihn verleitet und bezahlt hat, ist so nichtssagend, daß man danach jeden dritten Menschen festnehmen könnte. Endlich wissen wir auch, auf welche Weise Stefan May vergiftet worden ist und haben sogar die Beschreibung seines Mörders."

„Oh! Wie ist es geschehen? Wo?"

„In unserer Straße. Im Kristallbüfett. Dort erinnern sich zwei Kellner sehr gut an Stefan May. Es gibt keinen Zweifel. Sie beschreiben ihn vollkommen genau. Selbst die Türkisknöpfe in seinem Hemd haben sie nicht übersehen. Stefan May hat dort in Eile ein paar belegte Brote verzehrt und ein Glas Sherry getrunken. Dabei ist jemand an ihn gestoßen. Das Glas fiel zu Boden und zerbrach, der Ungeschickte holte neuen Sherry und zahlte an der Kasse auch das zerbrochene Glas. Dadurch wissen wir, wie er aussah." Der Berichtende zieht ein Blatt hervor und liest: „Etwa zwanzigjährig, mittelgroß, Haare und Augen schwarz, rasiert, Gesicht normaler Durchschnitt, Kappe und Sportanzug lichtgrau. — Leider", schließt er seufzend, „paßt die Beschreibung auf zahllose junge Leute."

„Und der Spuk in unserem Hause?" fragte Willy. „Was haben Sie da herausgebracht? Das plötzlich aufgetauchte Phantom in Becks Bureau? Der falsche German May? Denn der erste war ja jedenfalls der richtige, sonst hätte man ihn nicht ermordet."

„Zu ermorden versucht", korrigiert der Ausforschungsleiter.

„Wie?" frage ich erstaunt. „Sie wissen bereits?"

„Daß ein German May bei Ihnen in der Rolle der alten Dame, der Großtante Herrn Jansens, lebt? Ja, ich weiß es. Es ist meine Pflicht, zu wissen. Aber ich hätte vielleicht nur zu Ihnen allein, Herr Jansen, davon sprechen sollen."

„Oh, es darf in der Geschichte unseres Hauses nur einen Fall Guérin geben! Wenn unter uns wenigen hier keine Sicherheit mehr wäre — es wäre das Ende des Hauses Jansen."

„Nun denn: der zweite German May, der gestern aus einer Aktenkammer, die sonst keinen Zugang hat, in Becks Bureau erschienen und ebendorthin wieder verschwunden ist hat den bei Ihnen lebenden German May für einen Betrüger erklärt. Davon ist auszugehen."

„Jedenfalls", bemerkt Willy, „kann nur einer der beiden der Richtige sein."

„Wir haben Vorkehrungen getroffen, diesem gefährlichen Zauber im Universale-Haus auf den Grund zu gehen. Er wird sich ja vielleicht wiederholen, falls er von einem Betrüger ausgeht."

„Sie rechnen noch mit einer zweiten Möglichkeit? Mit der, daß unser German May eine Fälschung sei,"

„Es gibt Gründe dafür und dagegen. Welchen Zweck hatte das seltsame Erscheinen des Doppelgängers — wenn nicht den, Ihren German May aus seiner Position zu werfen, Herr Jansen? Ja, wenn jene Mitteilung mit den drei Worten nicht plötzlich vor Ihren Augen auf dem Schreibtisch Becks gelegen hätte — mit den mysteriösen Worten — „Fort! Gefahr! German" —, dann könnte man noch alles für eine Halluzination Becks halten. Aber so? Und andererseits — wir haben keine Spur gefunden. Becks Fenster, vor denen die Feuerleitern liegen, waren geschlossen — der Nebenraum, aus dem das rätselhafte Wesen gekommen ist, hat weder Zugänge noch Verstecke — in den Vorräumen war Dienst, durch diese ging niemand außer Ihnen — Geheimgänge gibt es im Westtrakt des Gebäudes keine. Auch die Mitteilung selbst läßt keine Anhaltspunkte finden. Sie zeigt die übliche Schreibmaschinenschrift, ohne Letternfehler, das überall gebräuchliche Papier, aus tausend Officen läßt sich ein völlig mit diesem übereinstimmender Brief herstellen."

„Gibt es denn", frage ich, „überhaupt Gründe, an unserem German May zu zweifeln? Beweist nicht allein schon sein Verzweiflungsausbruch, als er den Tod seines Bruders Stefan erfuhr, seine Echtheit?"

„Kann das nicht Komödie gewesen sein?"

„Aber der Tetanusstarrkrampf?"

„Kann nicht erst bei der Wiederkehr aus dem Sanatorium ein anderer an seiner Stelle erschienen sein?"

„Ist es überhaupt denkbar, daß eine so außergewöhnliche, groteske Erscheinung wie die des Gelehrten, einen Doppelgänger besitzt?"

„Erbringt nicht das Auftreten eben eines solchen Doppelgängers dafür den Beweis?" wendet der Ausforschungsleiter mit Recht ein.

„Aber unser German May hat doch die Pläne bei uns aus der Erinnerung gezeichnet!"

„Vor der Einbringung ins Sanatorium, Herr Jansen! Ich glaube, wir können erst dann urteilen, wenn wir die Assistenten German Mays aus seinen Laboratorien, seine Handschrift — und was sonst noch in Betracht kommt — mit Ihrem Gast —"

„Nicht nötig!" ruft mit wütendem Klang eine mit nichts zu verwechselnde hohe Stimme.

„Nicht nötig, meine Herren", kreischt German May, hochrot im Gesicht. Wir werden offenbar wieder einen wahnwitzigen Zornausbruch des Cholerikers erleben. „Ich habe genug gehört! Ich habe es satt! Ich werde nicht mehr Ihre „Tante Ada" abgeben! Vielleicht erkennen Sie dann, wer der richtige German May ist!"

Er stürzt aufgeregt davon.

„German!" rufe ich. „Halt! Und Ihre Rache für Stefan?"

„Ich kann mich auch so rächen!"

„Man wird sie töten!"

„Dann haben Sie wenigstens Klarheit, daß ich der richtige war."

Fort ist er.

In diesem Augenblick schrillt ein Signal.

„Das ist bei Beck!" schreit der Leiter der Ausforschungen „Schnell hinüber! Dort ist jetzt der andere German May!"

Hetzjagd hinüber in Becks Bureau.

Beck liegt am Boden — wie es scheint bewußtlos.

Eine rote, aufschwellende Schramme verläuft über seine Stirn.

Leute untersuchen die Wände, den Boden, den Schreibtisch.

„Ich habe", erklärt der Ausforschungsleiter, „für den Fall, daß an der gleichen Stelle der zweite German May wieder erscheinen sollte, Vorkehrungen getroffen, neue Meldeanlagen — eine davon direkt zu Ihnen, Herr Jansen, die rief uns her —, eine in die Vorräume, die alarmierte dort diese Detektive. Der dritte Taster hier löst eine

Vorrichtung aus, welche Fenster und Türen der Räume Becks automatisch verschließt. Wie ich sehe, ist diese Apparatur zerstört. Was haben Sie zu melden, meine Herren?" wendet er sich an die Bewachungsmannschaft.

„Wir hören den Alarm," berichtet einer, „rennen herein, hören noch von draußen Beck um Hilfe schreien — und finden ihn dann herinnen bewußtlos am Boden, so wie sie ihn jetzt noch sehen, Herr Jansen. Sonst niemanden, weder hier noch drinnen!"

In dieser Sekunde schlägt Beck die Augen auf.

Verstört blickt er um sich, ringt nach Atem.

„Haben Sie ihn?" keucht er. „Ich habe versucht, ihn zu halten. Da schlug er mich nieder."

„Was wollte er?" ruft Willy.

„Wieder dasselbe!" antwortet der alte Mann außer sich vor Erschütterung. „Er hat gerufen — „Sagen Sie Jansen, er irrt! Er glaubt einem Betrüger! Er ist in größter Gefahr!" — Dann muß er plötzlich bemerkt haben, wie ich auf die Taster drückte. Da schlug er mich nieder. Ich . . . habe . . . ihn . . . nicht . . . mehr halten können . . . Dann . . . weiß . . ich . . . nichts mehr! . . . Er kam . . . wieder . . . von dort . . ."

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Jansen," erklärt der Chef der Ausforschungen ruhig, „diesmal werden wir die Frage lösen. Ich garantiere Ihnen dafür."

Der Raum, in den das Phantom German May verschwunden zu sein scheint, ist natürlich wieder völlig leer.

Rätsel über Rätsel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Absturz.

Erzählung von **Herbert Reinhold.**

Eben als sich Johannes vorbeugte, um nach dem führenden Kameraden auszuschauen, vernahm er dessen warnenden Ruf. Rasch duckte er sich zurück, stemmte die Beine fest gegen eine Felsleiste und packte das Seil mit beiden Fäusten. Jetzt galt es, zu halten, was er halten konnte! Der Kamerad, der sein Freund war, hatte sich ihm anvertraut, dessen Sicherheit lag in seinen Händen. Unwillkürlich blickte er nach oben, wo er ihn über einem Überhang auf einem schmalen Sims stehend um den Weiterweg durch die glatte Wand kämpfen wußte. Zugleich sah er aber auch nach unten in die gähnende Tiefe. Hundert Meter unter ihm wogten Baumwipfel. Zerzaust hing die Krone an einer Fichte, in die ein abfallender Stein gepoltert war. Er sah hinunter und sah sich durch die Luft wirbeln, spürte die Wucht des Aufschlags, hörte Wipfel brechen und Menschen entsetzt aufschreien. So unmittelbar war das Bild, daß er erschauerte und eine Weile zitterte. Schweiß perlte ihm in die Stirn, und seine Fäuste verkrampften sich im Seil. Und bevor er sich wieder in der Gewalt hatte, tat er einen leisen Ruck, den er selbst kaum verspürte, der aber ihm und seinem Kameraden zum Verhängnis wurde . . .

Seit einer Stunde stand der Kamerad auf dem schmalen Sims und suchte in gewohnter Ruhe den Weiterweg durch die überhängende, glatte Wand. Über ihm war grifflose Gestein, erst wenige Meter unter dem Gipfel, den er schon sah, ein leichter Riß. Hatte er den erreicht, dann war das Spiel gewonnen. Seine Füße hatten guten Stand, aber seine Hände fanden nirgendwo rechten Halt. Er wußte, als sich ihm die Muskeln verkrampften, daß er zu wählen hatte: es galt entweder weiterzuklettern oder abzusteigen. Beide Wege bargen gleiche Gefahren, beide erforderten große Kraftanstrengung und größeren Mut. Als rechter Bergfahrer zog er die Möglichkeit eines Absturzes gar nicht in Betracht, und dem Mann der Tat war es selbstverständlich, um den Sieg bis zum letzten zu ringen. Er reckte sich auf Zehenspitzen und suchte mit der Rechten einen Griff, der ihm einen Durchzug zur nächsten abschüssigen Felsleiste ermöglichen sollte. Er fand nach langen Minuten einen aus dem Gestein springenden Kiesel. Unendlich langsam, immer auf das Gleichgewicht bedacht, drückte er sich hoch, und schon wollte er einen befreienden Schnaufer tun, als seine Muskeln erschlafften. Schnell ließ er sich die wenigen gewonnenen Zentimeter zurückgleiten und faßte glücklich wieder Fuß auf dem Sims. Dann balancierte er sich aus, packte mit der Linken einen winzigen Griff und schüttelte sich den Krampf aus der Rechten. Dann rief er Johannes zu, jetzt aufzupassen. Das nächste Mal mußte es gelingen!

Gerade als er sich von neuem und nun sicherer hochdrückte, tat Johannes jenen leisen Seilruck. Der Kamerad hatte den Kiesel gefaßt, war mit der Linken schon auf der erstrebten abschüssigen Felsleiste und zog die Beine weitgespreizt nach. Da ging es wie ein fürchterlicher Schlag durch ihn! Er krallte sich in das Gestein und versuchte das Gleichgewicht zu erhalten, aber der Ruck war trotz seiner Geringheit zu stark gewesen. Der Bergfahrer sah in diesen Bruchteilen von Sekunden, wie sich seine Finger öffneten, spürte die Beine ins Leere rutschen, erblickte nahe über sich den Gipfel und einen Zipfel sonnigen Himmels, dann stürzte er in die Tiefe.

Johannes erkannte sofort, was geschehen war. Das Seil surrte toll felsab, ein merkwürdiges Brausen ertönte, und schon sauste der Körper des Freundes sich überschlagend an ihm vorüber. Johannes sah den Stürzenden kaum, verfolgte nur den rasenden Seilablauf und wußte im Nu, wann der zu haltende harte Ruck zu erwarten war. Trotzdem waren die nächsten Sekunden wie tausend Blitze. Er fühlte Schlag auf Schlag, und während sich seine Hände in das Seil verkrampften, hämmerten seine Schläfen laut unter der ungeheuren Erregung. „Das Seil!" schrie er.

Dann kam der furchtbare Ruck. Es hob ihn aus. Sein Schädel prallte gegen den Überhang. Johannes stemmte und stemmte und spannte alle Muskeln bis aufs äußerste an, und erst als die Last gleichmäßiger wurde, spürte er, daß es ihm den Nacken, die Schultern und die Hände blutig gerissen und verbrannt hatte. Jetzt war das ärgste geschafft, aber noch galt es, behutsam und überlegt zu handeln. Der Freund hing am Seil, es hatte gehalten, aber ob er verletzt war oder nicht, konnte Johannes nicht feststellen. Sein wiederholter Ruf blieb unbeantwortet. Ihm blieb somit nichts anderes übrig, als das Seil langsam nachzulassen, so lange eben, bis der Freund auf dem 30 Meter tiefer gelegenen Absatz landete. Endlich gab sich das Seil locker, obschon es bei weitem noch nicht abgelaufen war.

Lange blieb Johannes in der angespannten Haltung und ließ das Seil nicht aus den Händen. Lag der Kamerad auf dem Absatz? Viel hätte er darum gegeben, das zu wissen. Er wagte es nicht, loszulassen und sich vorzubeugen. Zwar sah er die Tiefe und den Pfad, der am Fels vorbeiführte, aber die Wand konnte er aus seiner Stellung nicht überblicken. Er sehnte einen Menschen herbei, einen Wanderer oder Wäldler, der ihm sagen konnte, wie es unten stand. Wieder prüfte er das Seil: es hing locker, auch dann noch, als er vorsichtig einen Meter nachgab und wieder einzog.

Da nahm er es unter der Schulter vor und wand es, damit es nicht abfalle, um die Handgelenke. Dann kroch er stöhnend vom Sicherungsplatz weg und lugte, sich vorbeugend, die Wand hinunter. Dort war der breite Absatz, er konnte ihn ganz überschauen, aber der Freund lag nicht darauf. Weiter beugte er sich vor, denn eine lähmende Ahnung packte ihn. Sollte das Seil gerissen sein? „Unmöglich!" durchfuhr es ihn. Er hatte kein Poltern gehört und die Last des Gestürzten in seinen Händen gespürt. Der Freund hing irgendwo fest, nur so konnte es sein.

Er kroch zurück, das Seil so gut es ging um einen Felsbuckel zu befestigen. Jeden Handgriff überlegte er reiflich, und es währte wohl eine Viertelstunde, ehe er zufrieden war. Das Seil rutschte nicht ab, aber einem plötzlichen Ruck hielt es nicht stand. Wieder vorkriechend packte er es mit der Rechten fest, dann lehnte er sich hinaus, rief und sah: Da, auf einem knappe vierzig Zentimeter breiten Sims, lag der Freund, das Gesicht zu ihm gerichtet. „Du mußt zurückkriechen, ihn hochziehen und hernach das Seil mit der Last zum Absatz pendeln lassen", durchzuckte es ihn. Aber noch ehe er zu Ende gedacht hatte, erwachte unten der Kamerad aus seiner Ohnmacht. „Fritz!" schrie Johannes, aber es war schon zu spät.

Der Gestürzte sah verwundert um sich. Was war geschehen? „Abgestürzt!" sagte ihm das dämmernde Bewußtsein. „Gut davongekommen!" stöhnte er und drehte sich. Die Rippen brannten in jähem Schmerz. Er zuckte zusammen und rutschte plötzlich haltlos über den Sims. Da arbeiteten seine Gedanken unvermittelt klar. In aller Deutlichkeit erkannte er Johannes, vorgebeugt, vernahm dessen entsetzten Ruf, und während er schneller und schneller fiel, gewahrte er, wie sich oben unterm Überhang ein furchtbares Gesetz erfüllte.

Schon sah er sich gegen die Blöcke am Fuß des Felsens schlagen, als auf einmal das Seil ruckte, ihm die schmerzenden Rippen von neuem zusammenpreßte und — hielt. Acht Meter

unter ihm lag der Absatz. Sich schwingend mußte er ihn erreichen. Stand er darauf, war jede Gefahr vorüber.

Jede Gefahr vorüber? Ihn hielt das Seil, das Johannes langsam nachließ. Aber wie er es nachließ! Johannes war aus dem Sicherungsplatz geworfen, er hing über der Wand. Wie er es fertig brachte, sich zu halten und dabei auch das eisern gepackte Seil nachzulassen, das war ein Wunder. Fritz sah das verzerrte Gesicht des Freundes, dem er nicht helfen konnte, solange er selbst hilflos war. Er sah, wie Johannes die Adern in die Schläfen sprangen und die Augen aus den Höhlen traten und war darauf gefaßt, daß der Freund loslassen und mit ihm in die Tiefe fallen mußte.

Immer noch gab das Seil nach. Fritz sah den Absatz neben sich, wagte es aber nicht, sich zu schwingen. So spreizte er die Beine, faßte drüben Fuß, neigte sich mit dem Seillauf und konnte mit den Händen einen guten Griff fassen. Er schob sich auf den Absatz, kroch gegen die Wand und konnte gerade das Seil packen, als von oben ein Schrei erscholl. Er sah Johannes an sich vorüberstürzen, berechnete im Nu die Sturzlänge und stemmte sich fest. „Halten!" schrie er heiser. Da kam schon der Ruck, er hörte Wipfel brechen, Äste poltern, dann war eine tödliche Stille. Und im Augenblick kam ein zweiter Ruck. Das Seil lockerte sich. Ein dumpfer Fall — und wieder war es still.

„Freund!" flüsterte er, während er das Seil einzog und um einen Block legte. Das gerissene Ende wagte er nicht anzusehen. Als er dann abseilte, spürte er seine Schmerzen kaum, dachte auch nicht eine Sekunde daran, ob er die Kraft noch besaß, die das Abseilen erforderte. Er war mit seinen Gedanken bei dem Kameraden, der unten lag mit zerschmetterten Gliedern . . .

Wie er den Felsfuß erreichte, wußte er nicht. Taumelnd suchte er Johannes und fand ihn ausgestreckt unter der Fichte, in deren Wipfel er gefallen war. Der Kamerad lag mit offenen Augen da und atmete. „Johannes!" schrie Fritz und warf sich neben ihn. — „Fritz!" Dann schwiegen sie.

Als sie sich nach langer Zeit ächzend erhoben, reichten sie sich die Hände. „Das ging gut ab", sagten sie und lächelten.

Der „Alte Herr" lacht!

Kleine Erinnerungen an den großen Reichspräsidenten.

Es war in der Zeit vor dem Kriege, als Hindenburg Kommandierender General war. Eines Tages wurde er zur Besichtigung eines Infanterie-Regiments während eines Manövers erwartet. Alles war sorgfältig vorbereitet, nur eine einzige Sorge blieb bestehen: in der 6. Kompanie diente der dümmste Kerl des Regiments, Johann Stachowiak. Gerade vor wenigen Tagen war er aus dem Lazarett gekommen und daher erst recht nicht zu gebrauchen. Lange zerbrach man sich den Kopf, wie der Mann „unschädlich" gemacht werden könnte. Endlich fand man es heraus: Stachowiak wurde auf Vorposten gestellt, ganz weit weg, mitten im Feld. Mit Mühe und Not wurde ihm vorher der Satz eingetrichtert, den er hersagen sollte, falls ihn der General, Gott behüte, doch zu Gesicht bekäme. Außerdem wurde er unter die besondere Obhut des Feldwebels genommen, der ab und zu mit seinem Dienstrad angerast kam und Stachowiak unter die Lupe nahm:

„Na, Stachowiak, war der General schon hier?"

„Nein, Herr Feldwebel!"

„Also los, kennst du noch die Parole?" Stachowiak sagte seinen Vers her, und der Feldwebel radelte erleichtert fort.

Der General erschien pünktlich. Die Besichtigung stellte ihn ganz zufrieden, was er auch laut zum Ausdruck brachte. Zum Schluß der Besichtigung fragte er den Oberst, ob auch alle Anmarschstraßen gegen den Feind gesichert seien. Als dies bejaht wurde, beschloß Hindenburg, eine Stichprobe zu machen. Das Schicksal wollte, daß er dabei den kleinen Feldweg wählte, in dessen Nähe der unglückliche Stachowiak postiert war.

Schon von weitem merkte Hindenburg, daß da etwas nicht ganz in Ordnung war. Er sah durchs Fernglas, wie ein Soldat auf einem Rad, von kleinen graugelben Staubwolken umgeben, sich mit Blitzesschnelle der gefährdeten Stelle näherte. Es war der Feldwebel, der zum soundsovielten Mal dem vielgeplagten Stachowiak einen Besuch abstattete.

Sofort bestieg Hindenburg sein Auto, und es vergingen nur wenige Minuten, — da sah sich Stachowiak von einer Menge von Offizieren umgeben.

Leutselig fragte Hindenburg: „Nun, mein Sohn, was treibst du denn so hier allein?"

Stachowiak schwieg.

„Na, wenn dich dein General fragt, mußt du ihm doch antworten."

Dies leuchtete Stachowiak ein. Freudig grinsend sagte er:

„Du bist der Generall? Na, warte, Feldwebbel habben schon wiederholt nach dir gefraggt! Da hinten sitzt err im Kornfeld."

„Es war das einzige Mal, daß man Hindenburg im Dienst lachen sah.

*

Nach der Befreiung Rigas von der Russenherrschaft im September 1917 wurden die deutschen Truppen geradezu glänzend von der Bevölkerung aufgenommen. Bei einem Ball beschlossen die Damen der kurländischen Ritterschaft, an den Generalfeldmarschall von Hindenburg telegraphisch die Bitte zu richten, er möge die 1. Garde-Infanterie-Division in Riga belassen. Die humorvolle Antwort Hindenburgs lautete wie folgt: „Leider ließ sich die Bitte nicht erfüllen. Es ist das Vorrecht der preußischen Garde, stets da zu stehen, wo die Gefahr am größten ist. Für die Herzen mag diese noch in Riga zu suchen sein, für das Vaterland aber an anderer Stelle!"

*

Ein alter Freund und früherer Regimentskamerad hatte den Reichspräsidenten zu Tisch gebeten.

Nach dem Diner saß der alte Herr gewöhnlich in einem Sessel, rauchte die gewohnte Zigarette und trank ein Täßchen Mokka.

Der Hausherr trat hinzu.

Behutsam trug er im Arm eine Flasche mit goldgelbem Inhalt. Er stellt ein geschliffenes Gläschen vor den alten Herrn:

„Einen Kognak, Herr Reichspräsident?"

Hindenburg machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Danke vielmals, nein."

Der Hausherr klopfte an die Flasche und sagte mit bedeutungsvoller Betonung: „Es ist aber ein Franzose . . ."

Und Hindenburg, seine mächtige Gestalt reckend, während seine Augen im Scherz aufleuchteten: „Dann muß er weg — Geben Sie her!"





„Sie halten ja Ihren Daumen grade auf meinem Kotelett!"

„Ja, ich möchte es nicht noch einmal auf den Boden fallen lassen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg